

im nicht kommunistischen Teile Asiens, in Afrika und Südamerika zum Feldgeschrei gegen die westliche Welt herhalten muß.

Es gehört zur besten europäischen Tradition, für das Recht der Menschenwürde und der Persönlichkeit einzutreten. Denn es ist ein unschätzbares Gut, daß der Mensch frei ist, nach seinem Gewissen zu leben und den Reichtum, der in ihm grundgelegten Werte zu entfalten – ohne Angst vor Kerker und Folter, vor Konzentrationslagern und Strafbataillonen. Dieses Gut müssen wir als Christen und Menschen schätzen und hüten. Und als ein Gut für jeden Menschen kann es alle Richtungen westlicher Gläubigkeit und westlichen Denkens zu gemeinsamem Handeln vereinen – alle Menschen, für die die geistige Persönlichkeit noch etwas bedeutet.

Eben die Tatsache, daß Menschenwert und Menschenwürde in unserer westlichen Welt noch frei verteidigt und verkündigt werden können, bildet die Grundlage unseres guten Gewissens im Ringen mit dem Totalitarismus. Dabei sind wir uns durchaus bewußt, daß dieser Kampf nur dann glaubwürdig ist, wenn wir gleichzeitig alles daransetzen, das, was in unserer westlichen Welt noch zu beanstanden ist, zu ändern und zu bessern und den weniger entwickelten und wohlhabenden Völkern zu helfen: durch unser Vorbild und durch eine kluge eingesetzte Mitwirkung bei ihrer Entfaltung.

Die entsakralisierte Arbeit

August Brunner SJ

Arbeit in der technischen Welt

Es wird heute mehr denn je gearbeitet. Die technischen Hilfsmittel, die dem Menschen die größten körperlichen Mühen abnehmen, verlangen dafür wieder neue Arbeit für Herstellung und Wartung. Bis heute wenigstens hat die Technik den Menschen nicht entlastet, sondern ihn unbarmherzig in den Rhythmus der regelmäßig wiederkehrenden Arbeit von immer gleicher Dauer, unabhängig von der Gemüthsstimmung des Arbeiters, eingespannt. Schlimmer aber ist es noch, daß diese Arbeit zwar für viele den Wohlstand gebracht hat, aber vielfach keine innere Befriedigung mehr gewährt, die der Mensch darum jetzt außerhalb der Arbeit in allerlei Zer-

streuungen sucht. Eliade macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der primitive Mensch diese Teilung in Arbeit und Zerstreuung nicht kannte, und zwar deshalb nicht, weil für ihn die Arbeit nicht bloß das unentbehrliche Mittel war, das Leben zu fristen, sondern weil sie auch einen darüber hinausgehenden, tief erfüllenden Sinn besaß. Denn „in aller überlieferungsgebundener Gesellschaft war jede verantwortliche Gebärde stets Wiederholung eines mythischen, mehr-als-nur-menschlichen Modells und vollzog sich damit in einer heiligen Zeit. Arbeit, Beruf, Krieg, Liebe waren Sakramente. Nachleben, was Götter und Helden in illo tempore gelebt hatten, bedeutete eine Sakralisierung des menschlichen Daseins“¹.

Die heutige Industrie- und Büroarbeit kennt eine solche erfahrene Heiligkeit der Arbeit nicht mehr. Sie ist auch nicht dazu angetan. Der Bauer früherer Zeiten hingegen konnte sie noch lebhaft empfinden. Er erfuhr ja dauernd, daß er nichts eigentlich schuf. Er konnte nur das Wachstum hegen, vor Schäden bewahren und durch seine Bemühungen fördern. Aber das Eigentliche taten die Mächte des Wachstums und die der Fruchtbarkeit vom Himmel her und im Boden, die das Heidentum darum auch als göttlich verehrte. Wenn diese Verehrung auch vom Christentum als Verkennung des wahren Gottes verworfen wurde, so blieb doch das Bewußtsein der Abhängigkeit von seiner Macht, die sich augenscheinlich in der Gewährung guter oder schlechter Ernten zeigte.

Dazu kommt, daß die Arbeit des Bauern eine große Mannigfaltigkeit besaß, die von den Jahreszeiten bestimmt war. Jedes mußte zur rechten Zeit getan werden. Die Zeiten wurden deswegen nicht als leerer, gleichförmiger Ablauf empfunden, sondern als in sich verschieden, wie man im Frühjahr nicht ernten und im Herbst nicht die Frühjahrsarbeit tun kann. Der Bauer war in der verschiedensten Weise beansprucht. Er lebte so in einem gewissen geheimen Einverständnis mit den Mächten des Wachstums; und sie waren ihm dadurch zugleich verehrungswürdig und doch nahe vertraut. Alles Tun besaß einen deutlichen Sinn im Ganzen des Berufes und des Lebens; es brachte ihn in Übereinstimmung mit den göttlichen Mächten, von denen er sich vertrauensvoll getragen fühlte. Diesen Einklang zu erhalten und der Arbeit dadurch Erfolg und Sinn zu sichern, war die Aufgabe der Religion; diese stand so mit dem ganzen Leben in unmittelbarer Verbindung und umhüllte es mit dem Schutzmantel der Sinnfülle und des Vertrauens. Es gab keine Trennung zwischen Religion und Arbeit; das „ora et labora“ war die selbstverständliche Einstellung. Dadurch war aber der ganze Mensch erfaßt, so wie er sich unausdrücklich verstand und um sein Leben und dessen Sinn wußte. Er lebte ein allseits, ein dicht erfülltes Dasein. Mochte auch noch so viel Widerwärtiges begegnen, im tiefsten Grund ruhte er in dieser Einheit von Himmel und Erde, in der alles einen heiligen, erfüllenden Sinn besaß.

Diese Einheit ist heute zerrissen und der Sinn der Arbeit entschwunden. Sie hat nichts Sakrales mehr an sich. Und sie kann es aus sich nicht haben. Die technische

¹ Mircea Eliade, *Mythen, Träume und Mysterien* (Salzburg 1961) 38.

Lebensweise kennt nicht mehr den Rhythmus der gelebten Zeit; sie geht zu jeder Jahreszeit in der Fabrik, im Büro oder Laboratorium in gleicher Weise weiter, beginnt Tag um Tag zur gleichen Stunde und hört ebenso auf. Damit ist die Verbindung mit der Natur, mit den Mächten des Wachstums zerrissen. Auch fehlt der Arbeit des einzelnen die Abwechslung und die Möglichkeit eines sich auch für sein Bewußtsein zu einem sinnvollen Ganzen zusammenschließenden Geschehens. Was der einzelne Arbeiter tut, ist für sich allein sinnlos, weil bruchstückhaft; am Ganzen als solchem ist er jedoch nur durch dieses Bruchstück beteiligt, durch den endlos sich wiederholenden gleichen Gestus der geteilten Arbeit. Schon deswegen kann er nicht als ganzer Mensch dabei sein, sondern auch nur mit einem Bruchstück seiner selbst.

Vor allem aber bedingt die Technik eine neue Einstellung zur Arbeit. Sie ist nicht mehr Hege und Pflege eines Wachstums, damit Teilnahme am Wirken geheimnisvoller, dem Menschen überlegener Mächte, die man scheu und doch vertrauend verehrt. Technik ist rational, das Verhältnis von Zweck und Mittel nicht nur im allgemeinen, sondern bis ins einzelne durchschauend und berechnend. Der Mensch bringt den Stoff herbei, richtet ihn nach seinem Bedarf her, setzt die Kräfte der Natur mehr oder weniger gewaltsam lenkend ein und schafft so das Werk. Darin fühlt er sich als den Schöpfer. Sein Verstand hat das Ziel aufgestellt und die Mittel berechnet, und sein Wille setzt alles ins Werk. Damit wird aber das Bewußtsein einer tiefen allumfassenden Abhängigkeit, einer Angewiesenheit auf Gunst und Gnade an den Rand gedrängt und verschwindet sehr rasch. Denn wer bedenkt noch bei der Arbeit, daß Rohstoffe und Kräfte schließlich doch nicht der menschlichen Schaffenskraft zu verdanken sind, sondern vorgefunden werden? Je mehr die Rationalisierung und Spezialisierung fortschreiten und sich auf alle Lebensgebiete, schließlich auf den Menschen selbst ausbreiten, den man ebenfalls so „herzustellen“ versucht, wie er für den Produktionsvorgang am besten zu gebrauchen ist, um so mehr geht die unmittelbare Berührung mit dem verloren, was über dem Menschen liegt.

Durch die Spezialisierung sind die Arten der Arbeit gegen früher viel zahlreicher geworden. Aber ihre Unterschiede untereinander leiten sich nicht mehr unmittelbar aus den wesentlichen Aufgaben innerhalb der menschlichen Gesellschaft ab, sondern nur von den herzustellenden Gegenständen. Ein solcher Unterschied hat geistig keine Bedeutung. Die Arbeit ist nicht mehr in das Ganze des Menschseins hineingenommen, sondern ist, ebenso wie ein Rad oder eine mechanische Kraft, ein Teil des technischen Vorgangs. Damit hat sie aber aufgehört, ein Beruf im eigentlichen Sinn zu sein, der den ganzen Menschen erfaßt, ihn auch geistig anspricht und als Menschen formt. Sie ist nur noch eine Beschäftigung. Damit ist aber die eigentliche Aufgabe, ihr wesentlicher Sinn verraten, nämlich den Menschen als Menschen zu bilden und zu sich selbst, zur Selbstverwirklichung kommen zu lassen. Innere Befriedigung kann solche Beschäftigung nicht bieten. Darum weicht

der heutige Mensch auf Bereiche außerhalb seiner Arbeit aus. Aber da er seine Einstellung dazu mitbringt, findet er auch hier statt erfüllender Freude nur Zerstreuung und Vergnügen.

So ist er in seinem Menschsein gespalten und zerrissen; er ist keine Ganzheit mehr. Darum ist er für all das, was den Menschen als solchen angeht, für Glaube und Religion, kaum mehr ansprechbar, und wo die Religion noch nicht erstorben ist, da läßt sich nur mit Mühe eine Beziehung zwischen ihr und der täglichen Arbeit herstellen. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die technische Welt im Gegensatz zur Welt des Bauern weder ein religiöses Symbol noch einen Ritus aus sich hervorgebracht hat. Aus dem gleichen Grund ist die Fähigkeit verkümmert, wahre Feste zu feiern. Denn dies setzt ein lebendiges Wissen um die Anwesenheit mehr als menschlicher Mächte voraus². Gestalt- und gesichtslose Ideologien, die immer nur eine Schicht im Ganzen des menschlichen Seins ansprechen, sind zum Religionsersatz geworden und bezeugen, wenn auch widerwillig, daß der Mensch ohne einen Bezug zu etwas, was höher ist als er, nicht leben kann. Keine Technik vermag diese Grundstruktur des Menschen aufzuheben wie auch keine Veränderung der wirtschaftlichen Lebensverhältnisse.

Wohl aber erschwert die Technik als Formung des toten, unpersönlichen Stoffes die geistige Wahrnehmung von Mächten personhafter Seinsart und damit den Glauben an das Dasein Gottes. Im letzten Weltgrund vermag der heutige Mensch weithin auch nur unpersönliche und unbewußte Kräfte zu sehen, wie es die sind, mit denen er in seiner Arbeit täglich umgeht. Zu ihnen kann sich der Mensch in seiner Daseinsnot nicht wenden, sich nicht von ihnen vertrauend getragen wissen. Sie sind ja unfähig zu verstehen, sich dem Menschen zuzuwenden und auf seine Bitten einzugehen, ihn zu beschenken und zu beglücken. Sie gehen wie Sturm und Ungewitter und Naturkatastrophen unbekümmert um das Menschenwerk voran, nicht aus Bosheit noch aus Lust an Zerstörung, sondern einfach weil sie weder um den Menschen und sein Werk noch um ihr eigenes Tun wissen. Nur ständige Überwachung und Gewalt können sie in Schach halten. Solche Mächte können die Urangst nicht bannen und in Vertrauen verwandeln.

Durch die Rationalisierung, die mit Naturwissenschaft und Technik wesentlich verbunden ist und die dem ganzen heutigen Leben ihren Stempel aufprägt, ist die frühere Vertrautheit mit der Natur, die scheue Verehrung ihrer Geheimnisse und der in ihr wirkenden Mächte unmöglich geworden. Zwar birgt sie immer noch Geheimnisse genug. Wir wissen heute weniger als zuvor, was der Stoff an sich ist; seine Seinsweise ist uns eher noch fremder geworden. Aber die Regelmäßigkeit des stofflichen Geschehens tritt für die unmittelbare Erfahrung alles verdeckend in den Vordergrund und täuscht den allermeisten eine völlige Durchschaubarkeit vor, die, wenn sie noch nicht erreicht ist, sich doch wenigstens im Zuge des Fortschritts erreichen läßt und auch erreicht werden wird. Zudem erlebt der Städter – und die

² A. Brunner, *Die Religion* (Freiburg 1956) Kap. XI: Fest und Kult.

technische Kultur ist wesentlich städtisch, auch wo ihre Denkweise sich auf das Land ausbreitet – den Bezug zu der Natur nicht mehr selbstverständlich und lebendig. Sie liefert am Wochenende Erholung und Zerstreuung, ähnlich wie sie Rohstoff liefert. Auch die Landwirtschaft wird immer mehr rationalisiert und damit verwandelt sich auch die Haltung der Landbewohner; sie sind keine Bauern mehr im früheren Sinn, sind es immer weniger. Auch die Natur ist zum bloßen Material der Bearbeitung und Produktion geworden.

Je größer im einzelnen die Sicherheit des Lebens durch die Technik wird, um so unheimlicher wird im ganzen die Angst, um so ungestümer das dumpfe Verlangen nach Sicherheit und Geborgenheit, wie man sie doch nur in dem Wohlwollen und der Gunst personhafter Mächte finden könnte. Gewiß, noch macht man sich an mancher Stelle geheime Hoffnungen, man werde eines Tages auch die letzten Mächte in Dienst stellen und dann dem Leben die volle Sicherheit erringen; überzeugte Marxisten leben noch von dieser Illusion. Aber was an Mächten die Technik auch in die Herrschaft des Menschen einbeziehen mag, das alles bleibt dem Menschen als personhaftem Geistwesen äußerlich; die Mächte, auf die es ankommt, die Sicherheit und Friede und Glück und Sinnfülle schenken, können ihrem Wesen nach von der Technik nicht gesichtet, geschweige denn beherrscht werden. So ist der Mensch zerrissen zwischen dem Gefühl, das ihm die Technik vortäuscht, endlich der Herr seines Lebens geworden zu sein, und dem geheimen, immer lauerten Bewußtsein der völligen Ohnmacht im Eigentlichen, aus dem ihn die Angst jeden Augenblick überfallen kann.

Das Unpersönliche kennt keinen Sinn; es ist nur wie der Stoff. Unter der Herrschaft des Unpersönlichen steht aber die Welt, die vom Denken in Kategorien der Technik, des Herstellens eingenommen ist, die immer mehr und immer besser organisiert, immer seelenloser wird. Eine solche Welt ist blind für das eigentlich Geistige; geistig ist für sie nur noch die naturwissenschaftliche Forschung und die technische Planung und Berechnung, in Wirklichkeit die äußersten, dem Stoff zugewandten Bereiche des Geistigen, nicht sein innerstes Wesen. Darum ist diese Welt unfähig, zu glauben und sich religiös zu verhalten, ein Neues in der Geschichte der Menschheit. Der Glaube spricht nicht mehr an, da er in den Bereich des Personhaften gehört; und das Vernehmen des Heiligen ist mit der unmittelbaren Berührung mit den Mächten, von denen man sich lebendig abhängig weiß, verkümmert. Die Zerteilung des Wirklichen, die Luther verkündet hat, ist eingetreten, ein innerer, weltloser Bereich des Göttlichen und eine gott-lose, sich selbst überlassene Welt. Er hat wohl nur empfunden und, allerdings bejahend, ausgesprochen, was sich bereits angebahnt hatte, in der Welt des sich ausdehnenden Handels und des städtischen Gewerbes. Er ahnte nicht, welche Folgen dies für die Religion und damit für den Menschen haben würde. Der Mensch kann ja nicht dauernd in zwei getrennten Welten leben, und die große Menge wird natürlich, um zur Einheit zu kommen, die unsichtbare, die geistige Welt als bloße Einbildung aufgeben.

Ungenügende Versuche

Der Idealismus war noch einmal ein Versuch gewesen, die Welt im sakralen Licht erscheinen zu lassen. Aber das Göttliche, das er kannte, war eben doch der Inbegriff menschlicher Geistigkeit und Mächtigkeit, die Vergöttlichung nicht des einzelnen Menschen, sondern der schöpferischen Macht der Menschheit, die sich und ihre Welt selbst hervorbringt. Humanismus als Ersatz für Religion mußte aus diesem Weltverständnis folgen. Aber es zeigte sich bald, daß die schöpferische Kraft des Menschen nicht weit reicht und sich überwiegend auf das Verschieben, Zerteilen und Zusammensetzen von Stoffmassen beschränkt, also auf technisches Konstruieren³. Zudem ist hier eine fast vollständige Trennung zwischen der noch irgendwie schöpferischen Planung und der bloß ausführenden Arbeit eingetreten. Darum kann der Humanismus vor dem Andrang der technischen Welt nicht bestehen. Marx hat dies richtig gesehen. Aber er bejahte die Entwicklung zur religiösen Unansprechbarkeit als einen Fortschritt, als die Aufhebung eines jahrtausendealten Irrtums, als Heimholung von menschlichen Kräften, die bis jetzt in der Religion an eine Illusion verschwendet worden seien. Der Mensch wird nicht mehr vergöttlicht, weil man des Göttlichen nicht mehr zu bedürfen meint. Eine rein irdische, positivistische Welt der Technik und des Wohlstandes tritt als Endziel auf, ein Ziel, das unterentwickelte Völker, die noch in Not leben, für eine Zeitlang begeistern kann, das aber eine Welt schaffen würde, die unausstehlich wäre, weil ihr jeder Sinn entschwunden wäre.

Der bisherige Verlauf der Geschichte in den kommunistisch beherrschten Ländern zeigt deutlich, daß man den Menschen eine solche Welt nur mit Gewalt aufzwingen kann und daß selbst die Entwicklung von Wirtschaft und Wohlstand gehemmt wird, statt daß, wie man es doch hätte erwarten müssen, wenigstens diese einen ungeahnten Aufschwung nähmen, da ja alle Kraft für sie eingesetzt wird. In Wirklichkeit ist der Mensch nicht für sich da, sondern für die Wirtschaft, abgesunken zu einem bloßen ökonomischen Faktor. Das Leben ist damit seines Sinnes entleert. Eine kommunistische Welt wäre ein Bienenstaat oder mehr noch ein Ameisenhaufen, aber nicht durch den Instinkt, sondern durch Gewalt, durch Polizei in Betrieb gehalten.

Sollte nicht eine Rückkehr zur heidnischen Naturverehrung Rettung bringen können? Eine solche Rückkehr ist unmöglich. Die Naturmächte sind längst als nicht göttlich durchschaut. Nur dadurch ist unsere technische Welt möglich geworden. Wesen, die man für göttlich hält, kann man wohl zu beeinflussen und günstig zu stimmen versuchen, aber nicht willkürlich beherrschen und technisch ausnützen. Die nationalsozialistische Romantik von Blut und Boden war von vornherein zum Scheitern verurteilt, auch wo sie ehrlich gemeint und nicht bloß ein Deckmantel

³ A. Brunner, Erkenntnistheorie (Köln 1948) 311 ff.

für das Machtstreben war. Die Romantik des vorigen Jahrhunderts war ja schon ein vergebliches Aufbäumen gegen die heraufziehende Entsakralisierung der Natur durch Naturwissenschaft und Technik.

Es wäre auch utopisch, die Technik rückgängig machen zu wollen. Ebenso sind alle jene Versuche von vornherein zum Scheitern verurteilt, die die Wesensgesetze der Arbeit in einer technischen Welt ändern wollen. Gewiß lassen sich noch viele Verbesserungen der Arbeitsbedingungen denken, die die Arbeit menschlicher gestalten können. Aber sie bleibt Formung des Stoffes, und die Arbeitsteilung mit all ihren Folgen läßt sich nicht aufheben. Schließlich ist nicht die Technik als solche schuld an den beklagenswerten Entwicklungen, sondern die Faszination des Menschen durch sie und die Ausbreitung des technischen Denkens über die Bereiche hinaus, wo es zurecht besteht. Ja man kann sich fragen, ob es nicht umgekehrt ist, daß erst die Entsakralisierung von Welt und Arbeit dem Überfluten durch Naturwissenschaft und Technik alle Dämme geöffnet hat, so daß die heutige Entwicklung ihren Ursprung in einer geistigen Einstellung hat, die das Schöpferische im Menschen, dessen man sich ausdrücklich bewußt wurde, einseitig erhob bis zur Vergöttlichung. Weil aber im eigentlich Geistigen neue Schöpfungen nicht willkürlich herbeigeführt werden können, sondern immer als zugleich geschenkt, als eingegeben erfahren werden, mußte sich der schöpferisch aus eigener Kraft sein wollende Mensch auf das Gebiet immer mehr abgedrängt fühlen, wo man willkürlich machen, konstruieren kann, auf die technische Verwendung des toten Stoffes und seiner Kräfte. Denn hier ist das eigentlich Neue am geringsten von allen Lebensbereichen, und es ist die Sache weniger, während die Menge immer nur den gleichen Teilvorgang des Arbeitsprozesses wiederholt. Was man berechnend vorausnehmen, was jedermann ohne weiteres sich aneignen kann, die Bedingung des technischen Fortschritts, ist nicht mehr von der geistigen Neuheit wie die Neuentdeckungen im Bereich des eigentlich Geistigen. Diese steigen auf, man weiß nicht wie und warum. Und sie wirken nicht mechanisch-technisch weiter und werden dadurch verbessert und vervollkommenet, sondern ihr Wirken ist der Aufnahme oder Ablehnung ausgesetzt und bemißt sich nach dem Grade der Bereitschaft und der Ansprechbarkeit der Späteren.

Was bleibt dann noch? Noch ist der Mensch da, der die Technik ins Werk setzt. Kann von ihm her eine geistig-religiöse Erneuerung angebahnt werden? Aber auch dieser Versuch scheint zum Scheitern verurteilt. Denn der Arbeiter ist in seinem Tun weitgehend der Selbständigkeit beraubt und in eine viel umfassendere und allgemeinere Abhängigkeit geraten als die früheren Menschen. Heute ist es so, daß jeder in einen großen Prozeß der Produktion hineinversflochten ist, dem er sich nicht entziehen kann. Und dieser Prozeß stellt immer mehr einen Vorgang dar, in den die ganze Erde einbezogen ist. Der einzelne bedeutet in diesem Prozeß für sich allein nur wenig und ist weithin ersetzbar. Seinem Tun haftet etwas Unpersönliches an. Auch in der Wissenschaft ist dies immer mehr der Fall. Das ist zunächst

ein weiterer Grund dafür, daß der heutige Mensch in Angst und Unsicherheit lebt; er ist von Entscheidungen abhängig, auf die er keinen Einfluß hat, von denen die meisten erst nachträglich, wenn überhaupt, etwas erfahren. Mag auch der Mensch als Gesamtheit heute größer dastehen als je, ein Lebensgefühl besitzen, dem der Idealismus Ausdruck zu geben versuchte, so fühlt er sich als einzelner ohnmächtig, eine bloße, leicht ersetzbare Nummer, was im Kommunismus und in jedem Kollektivismus dargestellt ist und dort als Ideal erscheint. Ein Leben und ein Tun, die sich so leicht ersetzen lassen, sind ohne Sinn. Darum die schleichende Unzufriedenheit bei steigendem Wohlstand. Der Mensch kann sich in den gegebenen Verhältnissen nicht mehr selbst verwirklichen; er ist nicht mehr er selbst und kann es nicht sein, dieser Einmalige und Unersetzliche.

Die neue Heiligung der Arbeit

Nur aus einem religiösen Geist kann eine neue Heiligung auch der heutigen Industriearbeit hervorgehen, der es vermag, sie in das Ganze des menschlichen Seins sinnvoll einzuordnen und ihr von sich aus Maß und Bedeutung zuzumessen. Diesen vermag aber das Christentum zu schenken. Denn der Gott, den es verkündet, ist kein Gott, der nur eine irrtümliche Vergöttlichung von Naturmächten wäre und der darum dem Fortschritt der Naturerkenntnis weichen müßte. Er ist auch nicht mit einer besonderen Kultur oder Volkstum oder einer besonderen Schicht der Wirklichkeit auf Gedeih und Verderb verbunden, so daß er in ihren Untergang mit hineingezogen würde. Er steht unabhängig über der Welt als ihr Schöpfer und Erhalter; sie hängt ganz von ihm ab; er in keiner Weise von ihr. Er ist eben ein rein geistig-personhafter Gott. Der tote Stoff ist ebenso sein Werk wie der Mensch mit seiner schöpferischen Kraft, der ihn bearbeitet. Und keine Kultur und keine menschliche Errungenschaft kann ihm zu stark werden, ihm sozusagen über den Kopf wachsen; bestehen sie doch nur kraft seiner allgegenwärtigen, unmittelbaren Mitwirkung. Kein Abschnitt der Geschichte entgleitet seinen Händen; ohne ihn versänke er sofort ins Nichts.

Dieser Gott ist aber nicht nur schöpferische Allmacht. Sein innerstes Wesen ist nicht die Mächtigkeit, vor der der Mensch erschrickt, solange er ohnmächtig den Naturmächten gegenübersteht. Er ist vielmehr Liebe (1 Jo 4, 7–10). Liebe ist die bewegende Kraft seiner schöpferischen, erhaltenden und erlösenden Tätigkeit auch dem Menschen gegenüber. Von daher aber verwandelt sich das Negative der allseitigen Abhängigkeit der Menschen untereinander im heutigen Produktionsprozeß in etwas höchst Positives, in die Möglichkeit einer allseitigen Verbundenheit und Hilfsbereitschaft. Und daraus ergibt sich der neue Sinn der Arbeit und des Lebens, oder vielmehr der alte christliche Sinn steht vor uns in neuer Gestalt. Es wird wieder möglich, daß der ganze Mensch bis in seine innerste Mitte an der Arbeit be-

teilt ist und die Zerrissenheit des Lebens geheilt wird. Sobald dies aber der Fall ist, sobald der Mensch als ganzer erfüllt ist, dann wird er auch wieder offen für das Vernehmen der geheimnisvollen Wirklichkeit, die ihn und alles trägt und liebend umfaßt.

Der neue Sinn kann nur sein Teilnahme an der schöpferischen Tätigkeit Gottes durch eine Arbeit, die aufgefaßt wird als Dienst am Nächsten, die ebenso wie Gottes Tätigkeit als tiefsten Beweggrund hat die anerkennende und helfende Liebe. Durch sie, und durch sie allein, verwirklicht der Mensch auch sich selbst. Wenn dann auch die Natur für uns stumm geworden ist, so bedeutet das keinen wesentlichen Verlust, wenn nur die verstehende und anerkennende Zwiesprache zwischen den Menschen um so lebendiger wird.

Es gilt also, den Menschen von Jugend an innerlich so umzustellen, daß nicht mehr Wohlstand und Geltung durch Wohlstand der Arbeit den Sinn geben, wie wir gesehen ein vergebliches Unternehmen, sondern das Bewußtsein, daß, wie ich auf die andern angewiesen bin, die andern auch auf meine Arbeit angewiesen sind. Gewiß könnte man mich ersetzen. Aber solange ich nicht ersetzt bin, und dafür müßte man jemand von seiner jetzigen Stelle wegnehmen, bin ich notwendig. Notwendig und zugleich entbehrlich, das entspricht aber genau dem Sein des Geschöpfes: wirklich zu sein und durch sich selbst doch nichts. Jeder hat im Ganzen eine Leistung zu vollbringen, die zwar nicht im allgemeinen, aber hier und jetzt unentbehrlich ist. Durch sie wird den andern geholfen und kann das Ganze weitergehen.

Das ist aber die christliche Auffassung vom Leben. Der einzelne lebt und stirbt nicht für sich (Röm 14, 7), sondern für Gott, für Christus, indem er den andern dient. Gerade dadurch aber vollendet er sich selbst. Gott braucht keinen, weil er überhaupt nicht bedürftig ist. Zugleich aber hat er jeden Menschen als diesen einzelnen geschaffen und ihm damit einen Auftrag gegeben, den nur er allein erfüllen kann, den Auftrag, sich selbst als dieses einmalige Geschöpf zu verwirklichen. Die Einmaligkeit dieses Auftrags läßt sich jedoch unter Bedingungen und in äußeren Gestalten vollziehen, die allgemein und ersetzbar sind. Verschwindet das Bewußtsein der geistig-personhaften Einmaligkeit, dann ist allerdings der einzelne nur ein Rädchen in einer großen Maschine, das man spätestens, wenn es verbraucht ist, ersetzt und wegwirft.

Die Einmaligkeit des Auftrags wird aber um so greifbarer, je mehr bedacht wird, daß der eigentliche, der menschliche Wert eines Tuns von der inneren Einstellung abhängt, daß diese aber nicht von selbst und selbstverständlich eintritt, sondern freier Entschluß eines jeden ist. Die gleiche äußere Handlung ist im Reiche des Geistig-Menschlichen von sehr verschiedenem Wert und Gewicht, je nach der Haltung, aus der sie hervorgeht. Diese möglichen Einstellungen fassen wir zwar in einige wenige Klassen zusammen; in Wirklichkeit aber sind sie je einmalig. Am

höchsten aber steht darunter die selbstlose Liebe zum Mitmenschen, der Wille, ihn in seiner Personhaftigkeit anzuerkennen und für ihn das zu tun, was wir von ihm erwarteten, stände er an unserer Stelle. Diese Einstellung dienender Liebe läßt viele, nicht zu zählende Stufen und Weisen zu, und es ist einem jeden möglich, sie in einmaliger Fülle der Hingabe zu vollziehen. Da die Liebe aber aus dem innersten, persönlichen Wesen des Menschen hervorgeht, ist dieser als ganzer dabei und nicht bloß mit der äußersten Schicht seines Seins; er ist wieder als er selbst an der Arbeit beteiligt. Sein Eigentliches und Wesentliches muß nicht mehr leer ausgehen und unbefriedigt bleiben. Das Leben erhält wieder innere Fülle und Dichte.

Durch diesen Dienst gibt der Mensch das eigensüchtige Ich auf, das überall im Mittelpunkt stehen und alles auf sich und die eigenen Interessen beziehen möchte. Damit kommt er aber in die richtige Stellung als ein Geschöpf, einmalig zwar, aber zugleich zusammen mit vielen andern, die ebenso einmalig sind und die alle als Geschöpfe vor Gott stehen, dem es allein und von Wesen zukommt, der unbedingte Mittelpunkt zu sein. Wenn aber Gott Liebe ist und diese Liebe durch den Opfertod Christi am Kreuz erwiesen hat (Jo 3, 16; 1 Jo 4, 7–10), so wird die selbstlose Liebe zu etwas unsagbar Großem, ja zum Größten, was es im Himmel und auf Erden geben kann. Der Mensch, der selbstlos liebt und dient, wird Gott ähnlich, so wie man unter geistigen Seienden ähnlich wird, sich nahekommmt und mit ihnen eins wird: er nimmt die Gesinnungen Gottes an, wie sie sich in Christus geoffenbart haben. Gott gleich zu sein, ist aber die uralte Sehnsucht der Menschen, eine Sehnsucht, die seit der Ursünde immer in die Irre gegangen ist, weil man sich Gott nach dem Bilde des selbstsüchtigen Menschen vorstellte, die aber darum nicht weniger den Sinn und die Erfüllung des Lebens bedeutet.

Weil Gott Liebe ist, kommt alle selbstlose Liebe – und andere Liebe verdient diesen Namen nicht, sooft sie ihn auch mißbraucht – von ihm, ist in besonderer Weise sein Werk, ihm besonders nahe. Ja durch solche Liebe kommt die Liebe Gottes durch Menschen zu den Menschen, wie sie im Leben des Menschen Christus zu den Menschen kam und sie erlöste. Der Mensch wird zum Mitarbeiter Gottes, mehr noch, durch die geistige Ähnlichkeit zu seinem Kind, zum Sohn, der in der Welt den Vater vertritt, allerdings so, daß sein Tun immer ein Mittun mit dem Vater bleibt und ohne dieses nicht möglich ist. Das Zusammenwirken mit den vielen, das der heutige Wirtschaftsprozeß bedeutet, geht für den Glaubenden und Liebenden über in das Zusammenwirken mit dem Einen, der alles erschafft und erhält; und in diesem Zusammenwirken ist er durch keinen andern ersetzbar. Diesen einen Menschen hat Gott auserwählt, daß dieser Strahl seiner Liebe auf die Welt falle und Gutes wirke.

Schon die Parabeln des Herrn fanden nicht nur in der Natur Sinnbilder und Darstellungen der Geschehnisse und Forderungen des Reiches Gottes, sondern auch in den menschlichen Beziehungen. Es ist da die Rede von Vätern und Söhnen, von Angestellten, Arbeitern und Hirten, von Verwaltern und Hausgenossen. Der

Christ ist „Mitbürger der Heiligen und Hausgenosse Gottes“ (Eph 2, 19), mit den andern zusammen beteiligt an dem großen Unternehmen Gottes und Christi. Wie aber in einem Gutshof der damaligen Zeit und mehr noch in einem großen Unternehmen unserer Tage das Ganze nur bestehen und gedeihen kann, wenn ein jeder seinen Teil dazu beiträgt, so auch in dem großen Werk der Heiligung und Heimführung der Welt. Das ist aber nicht nur ein schönes Bild; es ist, wenn auch unfassbare, Wirklichkeit. Alles Gute, was geschieht, kommt von Gott und kann nur durch seine Mitwirkung und durch die von ihm verliehene Kraft und Gnade getan werden. Diese Mitarbeit ist viel enger, unvorstellbar viel enger und näher als jedes Zusammenarbeiten von Menschen. Sie ist Ausfluß der unbegreiflichen Liebe Gottes, der wie ein gütiger Vater seine Kinder, die Menschen, an seinem Tun beteiligen wollte, obschon er doch alles allein schneller und besser fertigbrächte und ihrer gar nicht bedarf. Aber sie sollten in dieser Mitarbeit mit Gott sich als seine Kinder wissen und durch sie ihm möglichst gleich werden.

Vielleicht ist es unserer Zeit aufgegeben, diese christlichen Wahrheiten neu und tiefer zu verstehen und darin die Kraft und den Mut zu finden, die neue technische Welt zu heiligen. Wo immer ein Mensch seinen Beruf christlich auffaßt, mag dieser äußerlich sein, was er wolle, menschlich ansprechend oder nicht, interessant oder eintönig, da wirkt Gott durch ihn und er wirkt zusammen mit Gott, teilnehmend an seiner schöpferischen und erlösenden Tätigkeit. Mitarbeiter Gottes zu sein, sein Beauftragter und Verwalter, ja, als Sohn sein Teilhaber, das ist aber mehr, als je ein Mensch sich an Großem und Ehrenvollem und Erfüllendem hätte ausdenken, geschweige denn für sich hätte anstreben können. Es geht über alle Anlagen und Kräfte des natürlichen Menschen hinaus. Dafür ist es aber auch von allen äußeren und naturhaften Bedingungen, von der Art der Arbeit und ihrem irdischen Erfolg unabhängig. In der Verwirklichung seiner eigentlichen Aufgabe ist der Mensch von niemand abhängig als von Gott und sich selbst. Darin liegt die Freiheit der Kinder Gottes.

Ignatius von Loyola hatte schon eine solche Frömmigkeit gelebt und den Seinen empfohlen. Auch er hatte, ähnlich wie Luther, die heraufkommende Welt gehaßt, aber eine andere Antwort auf sie gegeben. Er wollte, daß man „Gott in allen Dingen finden“ könne, „in allen Dienstweisen und Handlungen“, „in Geschäften und Gesprächen“, und er meinte, dieses „Finden Unseres Herrn und Gottes in allen Dingen ist um so leichter, da es uns nicht aufhebt zu den mehr abstrakten göttlichen Dingen und uns mit Arbeit zu ihnen gegenwärtig macht“. Er verlangte ein Gebet, „das hinneigt zur Übung des eigenen Berufes und Dienstes“. Er sah das Wesentliche darin, „daß man die gerade Ausrichtung innehalte, nicht nur betreffend den Stand seines Lebens, sondern auch für alle Dinge im einzelnen, immer anstrebbend in ihnen rein das Dienen und Wohlgefallen der Göttlichen Güte um Ihrer selbst willen und um der Liebe und der ausnehmenden Wohltaten willen, darin sie uns zuvorkam“, und so „Gott, Unsern Herrn, in allen Dingen zu

suchen“⁴. Eine solche Heiligung der Welt empfiehlt schon der Apostel Paulus mit den Worten: „Im übrigen, Brüder: was immer wahr ist, was würdig und recht, was rein, liebenswert, edel, was irgend mit Tugend, mit Lobwertem zu tun hat, darauf richtet euer Sinnen und Trachten!“ (Phil 4, 8). In ihr vollzieht sich das allgemeine Priestertum des Christen (1 Petr 2, 9); denn durch solch rechten Gebrauch wird alles Geschöpfliche geheiligt und Gott dargebracht und empfängt so vom Menschen die Erfüllung des Sinnes seines Daseins (Röm 8, 19).

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Heiligung unserer Welt schwieriger ist als früher. Sie findet in der Form der heutigen Arbeit nur wenig Ansatzpunkte und Entgegenkommen und muß sie fast allein von sich aus, von der geistigen Einstellung her vollbringen. Sie muß sich in einer Welt bewähren, der die Fähigkeit zu glauben und das Verständnis für die grundlegende Notwendigkeit der Religion verkümmert ist, Voraussetzungen, die im alten Heidentum lebendig waren. Um bestehen zu können, ist ein starkes, mehr als durchschnittliches christliches Bewußtsein erfordert, ein lebendiger Glaube, der sich im Alltag bewährt.

Dies kann zunächst nicht die Sache vieler sein. Einzelne und kleine Gruppen werden im Anfang diese neue und zugleich alte Auffassung vorleben müssen, und zwar mitten in der Welt, in den gewöhnlichen Berufen und unter den allgemeinen Arbeitsbedingungen. Vor allem erhält die christliche Erziehung zu solchem gegenseitigem Dienst in der Familie eine erhöhte Bedeutung. Entgegen den Strömungen, die die Familie auflösen, müßte das christliche Familienleben aus dem Geist selbstloser Liebe heraus wieder inniger und geschlossener werden. Ebenso kommen die Säkularinstitute in Frage, deren Ziel es ja ist, die heutige Welt und die heutige Arbeit wieder sinnvoll und christlich zu leben und zu heiligen.

Setzt die technische Welt dieser Aufgabe große Hindernisse entgegen, so bringt sie doch auch manche Hilfen. Diese Frömmigkeit ist besser als früher gefeit gegen manche Arten des Aberglaubens und der Verhaftung an die Naturkräfte. Sie ist auch weniger abhängig von Umwelt und bloßer Gewohnheit, sondern erfordert einen eigenen Entschluß und ist dadurch persönlicher und geistiger. Dadurch entspricht sie besser dem Wesen des Christentums, das den rein personhaften, an nichts Naturhaftes gebundenen Gott verkündet. Eine solche Frömmigkeit ist von starker Strahlungskraft. Aus ihr könnten auf die Dauer neue, zeitentsprechende religiöse Symbole und Ausdrucksformen herauswachsen.

Ferner bietet die zunehmende Freizeit einen Ersatz dafür, daß die Arbeit nicht mehr unmittelbar religiös ist wie früher. Der stärkere persönliche Einsatz, der heute gefordert ist, muß durch Stille, Betrachtung, innere Einkehr, durch ein lebendiges Eindringen in die Glaubenswahrheiten immer wieder erneut und gekräftigt werden. Dazu gibt die Freizeit früher nicht gekannte Möglichkeiten. Außer der notwendigen Ruhe und Entspannung für die Arbeit böte sie dann auch dem geisti-

⁴ E. Przywara, *Deus semper maior* (Freiburg 1940) III, 411 ff. Dort genaue Angaben der Fundstellen. — Vgl. Hugo Rahner, *Ignatius als Mensch und Theologe* (Freiburg 1964) 234.

gen Leben neue Nahrung und Kraft und ließe nicht das Eigentliche des Menschen leer und unbefriedigt. Das Verlangen nach solcher betrachtenden und betenden Stille erhebt sich heute immer stärker und dringender und sucht nach Formen und Gelegenheiten.

Das Heil ist immer von den wenigen ausgegangen; das zeigen die Anfänge des Christentums, das zeigt seine ganze Geschichte. Es wird auch heute nicht anders sein. Auch heute gilt für diese wenigen: „Seid getrost, Ich habe die Welt überwunden!“ (Jo 16, 33).

Entwicklungshilfe und Außenpolitik

Heinrich Krauss SJ

Die Ereignisse der letzten Monate haben für viele Menschen den praktischen Nutzen und die moralischen Grundlagen der deutschen Entwicklungshilfe in Frage gestellt. Der Widerstand gegen die Entwicklungshilfe, der seit Jahren durch mißverständene, manchmal auch mißverständliche Pressemeldungen verstärkt worden war¹, hat seinen Ausdruck in der Meinung gefunden, die Entwicklungshilfe sei einzustellen oder doch ganz den Interessen der deutschen Außenpolitik unterzuordnen.

Gewiß läßt sich diese oder jene Maßnahme der deutschen Entwicklungspolitik kritisieren. Mit Recht kann man ferner eine Überprüfung der Hilfsmaßnahmen fordern, wenn die besondere Situation eines geteilten Landes von einzelnen Empfängern der Hilfe ungebührlich ausgenützt wird. Das darf jedoch nicht dazu führen, daß die überragende Bedeutung übersehen wird, die das Problem der Unterentwicklung für die heutigen internationalen Beziehungen erlangt hat. Die folgen-

¹ So ist die Auffassung weit verbreitet, die Bundesrepublik verschenke aus philanthropischen Gründen in großem Stil Geld an Länder, die mit dem Geld nicht umgehen können. In Wirklichkeit handelt es sich um Vorgänge, die mit der internationalen Verflechtung von Wirtschaft und Handel zusammenhängen. So zumindest nach dem bisherigen Stand. Von den über 25 Milliarden DM, die für die letzten 15 Jahre als Entwicklungshilfe der Bundesrepublik deklariert wurden, sind nur rund 1,5 Milliarden als Geschenke anzusehen – wenn man von den Leistungen an Israel einmal absieht. (Vgl. Handbuch der Entwicklungshilfe [Baden-Baden/Bonn: Lutzeyer] II A, 01, 02, 03). Aber selbst ein großer Teil dieser Geschenke, die meist Maßnahmen der fachlichen Hilfe darstellen, sind zugleich ein Mittel, um die Stellung der deutschen Wirtschaft in Welthandel und Weltwirtschaft zu festigen und auszubauen. Die übrigen Summen, der weitaus größte Teil also, setzt sich zusammen aus Investitionen der deutschen Wirtschaft, aus Krediten der privaten Wirtschaft im laufenden Geschäft mit den Entwicklungsländern, aus staatlichen Bürgschaften für solche Kredite sowie aus Krediten an einzelne Staaten oder internationale Organisationen. In allen Fällen findet eine genaue Prüfung jedes einzelnen Projektes statt und wird die Verwendung des Geldes kontrolliert. Daß immer wieder einzelne Pannen vorkommen können, ist bei der Neuartigkeit des Entwicklungsproblems verständlich.